

EDITORIAL

Der Sohn Gottes aus Nazareth

Jesus ist lebendig wie eh und je. Ob in Literatur, Kunst oder Popkultur: Der Stifter des Christentums spielt immer wieder eine prominente Rolle. Im Gemeindeleben vor Ort mögen die Bezüge weniger auftauchen, aber kein Gottesdienst kommt ohne aus. Die Frage bleibt nur: Wer ist eigentlich gemeint? Geht es um den Mann aus Nazareth oder um den auferstandenen Christus? Vom Sohn Gottes ist jedenfalls auffallend selten die Rede. Umfragen bestätigen den Befund, dass für viele praktizierende Gläubige die Person Jesu zwar Bezugspunkt ist, dass sie aber nicht unbedingt konsequent den Vorgaben des Glaubensbekenntnisses folgen. Das 1700-jährige Jubiläum des Konzils von Nizäa böte immerhin einen Ausgangspunkt für entsprechende Vergewisserungen.

Wir widmen uns in diesem Themenheft dem gesamten Panorama, angefangen bei Fremdheitserfahrungen und Störgefühlen bis hin zu Faszination und Begeisterung oder gar einer dezidierten Jesusfrömmigkeit im evangelikalen Spektrum. Um mehr über die Person zu erfahren und die vermeintliche Alternative Jesus oder Christus zu diskutieren, sind sowohl die Beschäftigung mit der Bibel unabdingbar als auch die Anerkennung der lange nicht ernst genug genommenen Tatsache, dass Jesus Jude war.

Was ist bei dieser geschichtlich so wirkmächtigen Person historisch verbürgt? Angesichts dieser Frage kann die Methodendiskussion innerhalb der Bibelwissenschaft nicht außen vor bleiben. Papst Benedikt XVI. scheint mit seinen drei Jesus-Büchern diese Reflexion qua lehramtlicher Autorität, die er letztlich doch in Anspruch nahm, erschwert zu haben.

Diese Diskussion wurde vor den Publikationen lebendiger geführt als danach und soll hier wieder neu angestoßen werden.

Maßgeblich geht es auch um christologische Fragen, die heute nicht weniger drängen als vor 1700 Jahren. Man wird sie anders beantworten müssen, um den aktuellen Herausforderungen für die christliche Überzeugung im 21. Jahrhundert hinreichend entsprechen zu können. Ohne den Glauben daran, dass sich Gott selbst in Jesus von Nazareth gezeigt hat, sodass im Boten selbst Gott ansichtig geworden ist, wäre das Christentum eine religiöse Tradition mit eingeschränkten Zukunftsaussichten. Auch einen neuen Ansatz zur Christologie beinhaltet dieses Heft deshalb.

Seit den Diskussionen über Jesus vor ein, zwei Jahrzehnten haben sich zudem markante Akzentverschiebungen ergeben, bis hin zur Inkulturation von Christusvorstellungen weltweit. Sie stellen verstärkt Rückfragen an zu naive Jesus-Vorstellungen. Auch die Frage, ob Frauen Christus repräsentieren können, wie sie inzwischen in der katholischen Kirche auf Weltebene verhandelt wird, ist einschlägig. Wie entscheidend ist die Männlichkeit Jesu – und wie wurde die Geschlechtlichkeit Jesu überhaupt im Laufe der Geistesgeschichte gesehen? Eine ganze Reihe weiterer neuer Horizonte haben sich dazugesellt, die heute zu denken geben.

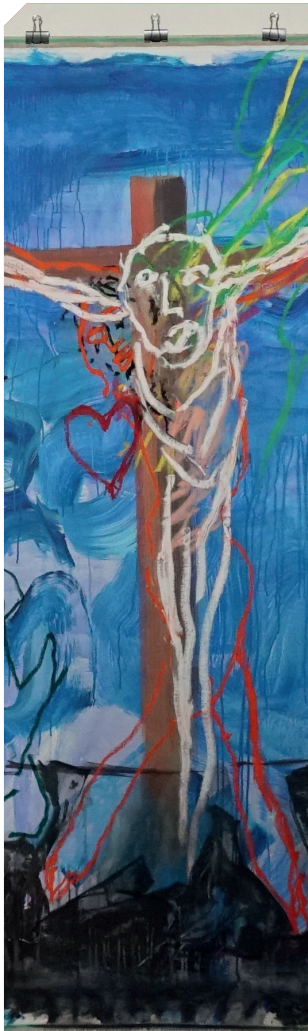
Wir danken allen Autorinnen und Autoren für ihre Antworten, die sie auf diese entscheidenden Fragen vorlegen, und wünschen Ihnen allen eine anregende und in jeder Hinsicht inspirierende Lektüre!

Ihre Redaktion der Herder Korrespondenz

INHALT

www.herder-korrespondenz.de

Spezial | April 2025



Zu den Bildern

Der französische Künstler Guillaume Bruère findet neue Ausdrucksformen christlicher Ikonografie. Johannes Rauchenberger stellt die Abbildungen in diesem Heft vor.

64

EDITORIAL

1

INHALTSVERZEICHNIS

2

STREITGESPRÄCH

- „Neutestamentliche Christologien sind plural“. Ein Gespräch mit Kathy Ehrensperger und Thomas Söding 4

JESUSGLAUBE HEUTE

- Überraschende Nachbarschaften. Eine Schriftstellerin blickt auf Jesus Annette Pehnt 9
- Welchen Jesus wir tatsächlich glauben. Wie das Konzil von Nizäa die Pastoral bis heute beeinflusst Jan Löffel 11
- Bibeltreue und Begeisterung. Jesusfrömmigkeit im Evangelikalismus Reinhard Hempelmann 14
- Die Jesus-Referenz. Beobachtungen aus der Netzkultur der Gegenwart Viera Pirker 17

AUSSENANSICHT

- Agitation um des Humanen willen. Der Sozialrevolutionär Jesus von Nazareth Gregor Gysi 20

BIBEL

- Am Ufer des Sees. Biblische Orte und archäologische Funde in Galiläa Dieter Vieweger 21
- Die Frage nach dem historischen Jesus. Die Jesusforschung und ihre Bedeutung Angelika Strotmann 23
- Jesus, der Wundertäter. Wundererzählungen als Glaubenszeugnisse Sophia Niepert-Rumel 26
- Zeitenwende im Jahr 70. Das Markusevangelium ist eine Reaktion auf den Jüdischen Krieg Andreas Bedenbender 28
- Offenbarung und Schriftauslegung. Zur Bedeutung der kanonischen Exegese mit Blick auf die Gestalt Jesu Ludger Schwienhorst-Schönberger 30



Annette Pehnt

„Ostern hatte ich noch nie verstanden und nun erst recht nicht. Weihnachten wurde zur Metapher.“

9



Ludger Schwienhorst-Schönberger

„Die Bibel als ganze ist der Kontext, in dem jeder einzelne Text zu lesen und zu verstehen ist.“

28



Stephan Wahl

„Ich bin Gast in dieser atemberaubenden, geliebten und mich manchmal an den Rand der Verzweiflung bringenden Stadt Jerusalem.“

34

JESUS GEGEN CHRISTUS

NEUES VOM MENSCHEN AUS NAZARETH

REPORTAGE

- Drei Meter daneben. Da leben, wo Jesus wirkte
Stephan Wahl 34

THEOLOGIE

- Jesus war kein Papi. Was seine Herkunftsfamilie dazu gesagt hat Hans Conrad Zander 37
- Blut, Haare, Vorhaut Jesu. Jesus-Reliquien als christliche Inspiration in Geschichte und Gegenwart? Hubertus Lutterbach 38
- Herausgefordert durch Andersdenkende. Das Konzil von Nizäa und seine Impulse für heute Heiner Wilmer 40
- Jesus-Erinnerung und Christus-Erzählung. Neue Perspektiven für die Christologie Georg Essen 43
- Vom Herrscher zum Bruder. Jesus, der Christus im Widerhall der Gesänge des Gotteslob Richard Mailänder 48
- Christus allein. Das „Solus Christus“ zwischen Reformation und Moderne Ulrich H.J. Körtner 50
- One Fits All. Das Geschlecht Jesu in der Theologiegeschichte Elke Pahud de Mortanges 53
- Er wurde wie ein Sklave. Christusrepräsentation in kirchlichen Diensten und Ämtern Dorothea Sattler 55
- Anwesende Abwesenheit. Der Schwarze Christus und das Ringen um Erinnerung Marita Wagner 58
- Ein Retter für die Heiden. Jüdisch-theologische Perspektiven auf Jesus Jehoschua Ahrens 60
- Einfach menschlich. Eine islamische Perspektive auf Jesus Lejla Demiri 62



Hans Conrad Zander

„Jesus, der Familienfeind! Kein anderer hat eine derart radikale Revolution gewagt.“

37



Heiner Wilmer

„Nizäa zwingt, Gott nicht in der Macht, sondern in der Bedeutungslosigkeit zu suchen.“

40



Dorothea Sattler

„Jesus Christus repräsentiert, wer sich wie er in Freiheit in die alltäglichen Dienste begibt.“

55

IMPRESSUM

Redaktion:

Dr. Stefan Orth (Chefredakteur, verantw.), Dr. Fabian Brand, Hilde Naurath, Annika Schmitz, Theresia Lorenz (Redaktionsassistenten)

Anschrift der Redaktion:

Hermann-Herder-Straße 4
79104 Freiburg
Telefon (07 61) 27 17-3 88
Telefax (07 61) 27 17-4 88
Berliner Büro
Haus der Bundespressekonferenz
Schiffbauerdamm 40 / 4315
10117 Berlin

E-Mail:

herderkorrespondenz@herder.de

www.herder-

korrespondenz.de

Verlag und Anzeigen:

Verlag Herder GmbH
Hermann-Herder-Str. 4
79104 Freiburg i. Br.

Anzeigenleitung:

Bettina Haller (verantw.)
Tel.: (07 61) 27 17-456; Fax.: -426

E-Mail: anzeigen@herder.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste
Nr. 49 vom 1.1.2025

Die „Herder Korrespondenz“
erscheint jährlich mit
12 Monatsausgaben plus
2 Spezialausgaben.

Abonnentenservice:

Verlag Herder
79080 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 27 17-200
E-Mail: aboservice@herder.de

Druck:

RCDRUCK GmbH & Co. KG,
Albstadt-Tailfingen. Gedruckt auf
chlorfrei gebleichtem Papier

ISBN Print 978-3-451-10273-8

ISBN PDF-ebook 978-3-451-
83591-9

Bildnachweise:

Cover: Guillaume Bruère, 27.03.2018
(Toledo-Serie), Ölkreide, Buntstift,
Aquarell auf Papier; Courtesy
des Künstlers

Ein Gespräch mit Kathy Ehrensperger und Thomas Söding

„Neutestamentliche Christologien sind plural“

Der Jude Jesus und der erhöhte Christus – bereits im Neuen Testament kann man beide Gestalten nicht voneinander trennen. Was bedeuten die jüdischen Wurzeln Jesu für christologische Interpretationen? Ein Gespräch über Nähe und Distanz bei der Konstituierung von Religionen, über Geltungsansprüche und notwendige Kontextualisierungen. Die Fragen stellte ANNIKA SCHMITZ.

Jesus ist der Religionsstifter des Christentums. Aber was kann man über ihn eigentlich wissen? Seit den Siebzigerjahren gibt es in der Exegese ein Interesse an der „vox ipsissima“, also den genuinen Jesus-Worten. Wie ist es um den Stand der Forschung heute bestellt?



Wie bewerten Sie vor diesem Hintergrund den Ansatz der kanonischen Exegese, die stärker von der Endgestalt der Bibel her argumentiert?

Kathy Ehrensperger: Die biblischen Erzählungen über Jesus, den Christus, sind immer schon von Ostern her geprägt. Es handelt sich um Glaubenserzählungen innerhalb eines historisch benennbaren Kontexts. Vor Jahrzehnten dachte man, mit historischer Forschung Glaubenswahrheiten nahekomen zu können. Das hat sich mittlerweile relativiert, denn Glaube lässt sich nicht in historischen Fakten festmachen – was wiederum kein Argument gegen historisch-kritische Forschung ist. Sie hilft, Glaubensinhalte besser zu verstehen und in den historischen Kontext einzuordnen, zu dem wir heute eine große Distanz haben. Aber der Glaube ist nicht im historischen Faktum, sondern im Geheimnis des Numinosen verwurzelt.

Thomas Söding: Besonders die Evangelisten Lukas und Johannes haben in idealisierter Art und Weise beschrieben, wie sie Erzählungen von Jesus gesammelt und ausgewählt haben. Deswegen ist auch die Intention der historisch-kritischen Exegese nicht falsch, hinter die kanonischen Texte zurückzugehen, um ältere Überlieferungsschichten abzuheben. Die Vorstellung jedoch, dass man durch Abschichtung auf eine Art originalen Jesus kommen könne, und alles andere sei Überlagerung, zeugt von einer gewissen hermeneutischen Naivität, die zu Recht in die Krise gekommen ist. Man muss sowohl den stark jüdisch geprägten Glaubenshorizont, in dem die Texte stehen, als auch die Gesetze der Traditionsbildung, die in mündlichen Kulturen und der jüdischen Gedächtniskultur gelten, immer mitbedenken.

Söding: Wer die kanonische Exegese als Gegensatz betrachtet, verkennet, dass die historisch-kritische Exegese kein monolithischer Block ist, sondern sich über 150 Jahre hinweg weiterentwickelt

hat. Auch ist der Kanon, als Ergebnis einer Überzeugungsgemeinschaft, selbst ein historisch gewachsenes Produkt. Wer sich mit ihm beschäftigt, kommt nicht umhin, sich auch mit traditions geschichtlichen Fragen zu beschäftigen. Was sich jedoch gegenüber meiner eigenen Studienzeit deutlich verändert hat, ist der Respekt vor den Bezügen des Neuen Testaments auf das Alte Testament und auf die jüdische Kontextualisierung. Im Gegensatz zu meiner eigenen Studienzeit wissen wir heute, dass das Neue Testament keineswegs aus dem Zusammenhang gerissen zitiert hat oder eine Absetzungsbewegung vom Judentum widerspiegelt, sondern dass der Rekurs auf die Bibel Israels fundamental gewesen ist, im Kontext des lebendigen Judentums.

Ehrensperger: Die Schriften, die zu einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt zum Kanon gebündelt wurden, sind nicht nur in einem historischen, sozialen und politischen Kontext entstanden, sondern auch in einem literarischen. Dazu zählen auch die Überlieferungen aus Qumran aus der Periode des zweiten Tempels. Sie helfen uns, die neutestamentlichen Schriften eben nicht im Gegensatz, sondern als Teil der jüdischen Traditionen zu verstehen. Ihr Spezifikum ist die Überzeugung, dass in diesem Mann aus Nazareth tatsächlich der Messias erschienen ist.

Welche Bedeutung haben in dem Kontext die Schriften des Alten Testaments?

Ehrensperger: Die Texte des Neuen Testaments sind eine Art messianischer oder christologischer Kommentare zu dem, was wir Altes Testament nennen. Ohne diesen Bezug sind die neutestamentlichen Texte gar nicht verständlich. Jüdische Menschen trugen diese Traditionen in sich, so wie auch heutige ältere Generationen doch noch Psalmen und Kirchenlieder in sich tragen. So stelle ich mir auch Paulus und die Evangelisten vor, die mit diesen Texten gelebt haben und die Antworten auf ihre Fragen in ihren Schriften gesucht haben. Die ersten Christuspächfolger wollten ihre Erfahrungen deuten und das konnten sie nur im Rekurs auf die Schriften tun, die ihnen vorlagen.

Söding: Das in sich plurale Judentum, zu dem das Neue Testament gehört ist, ist keine abgeschlossene Einheit, sondern bezieht sich auf eine lebendige antike Welt und unterschiedliche Sprachräume. Das sind keine Banalitäten, sondern enorme kulturelle Leistungen. Die neutestamentlichen Schriften unterscheiden sich insofern von ihrem Umfeld, als sie eine Glaubensüberzeugung ausdrücken: Jesus ist der Messias. Dass dieses Bekenntnis alles andere als selbstverständlich gewesen ist, kommt in den Evangelien zum Ausdruck. Ihnen ist die Kritik an den christologischen Grundüberzeugungen eingeschrieben – in der Überzeugung, man könne die Fragen beantworten, aber nicht in der Auffassung, es gäbe diese Fragen nicht.

Sie sprechen von christologischen Grundüberzeugungen – wie viel Christologie steckt denn bereits in den Texten des Neuen Testaments?

Söding: Ich bin skeptisch, die Definitionshoheit über Christologie der Philosophie oder einer späteren Dogmatik zu überlassen. Natürlich ist beides wichtig für das Christentum, aber im Kern steht erst einmal die biblische Überlieferung und dazu gehört eine messianische Erwartung, die signifikant innerhalb des Judentums verbreitet gewesen ist. Das Neue Testament wird von unterschiedlichen messianischen Vorstellungen geprägt, die mit dem Menschen Jesus zusammenkommen. Man kann sich nicht idealistisch mit der Person Jesu beschäftigen, sondern man muss ihn aus den lebendigen Hoffnungstraditionen Israels heraus verstehen. Das ist Christologie, und daran dürfen sich andere theologische Disziplinen messen.

Söding: „Man kann sich nicht idealistisch mit der Person Jesu beschäftigen, sondern man muss ihn aus den lebendigen Hoffnungstraditionen Israels heraus verstehen.“

Ehrensperger: Das Neue Testament ist allerdings voll von christologischen Vorstellungen – allein schon deshalb, weil alle Erzählungen durch die Brille von Ostern, das heißt mit der Überzeugung, dass der Auferweckte der Gekreuzigte und Messias ist, tradiert wurden. Die christologischen Vorstellungen nähren sich aus den vielfältigen messianischen Vorstellungen dieser Zeit. Die Christuspächfolger versuchen, ihre Erfahrungen zu verstehen, indem sie diese Vorstellungen heranziehen. Aus ihren Deutungen entsteht nicht die eine Christologie, sondern es entstehen christologische Bilder, die Jesus verkörpert hat. Für seine Nachfolgerinnen und Nachfolger hat Jesus den Christus verkörpert, deswegen ist sein Leben christologisch konnotiert. Es sind Verdichtungen in dieser Person. Dabei geht es primär nicht um die Person Jesu an sich, sondern darum, was Gott in und durch diese Person für diese Welt gewirkt hat. Der Akteur in allen christologischen Vorstellungen ist letztlich Gott. Es geht um eine theozentrische Christologie in

vielfältigen Variationen. Die Vereinheitlichung geschieht erst in späteren Konzilen. Neutestamentliche Christologien hingegen sind plural und manchmal auch nicht in eine Kongruenz zu bringen.

Söding: Gemeinsam haben sie jedoch den Bezug auf den einen Gott! Wie tief für Jesus dieser Gottesglaube gewesen ist, zeigt das Vaterunser. Glaubensgeschichten werden erzählt, um Menschen neu mit Gott in Verbindung zu bringen – durch Zweifel, Anfechtungen, Versuchung, aber auch durch Momente einer gesegneten Gottesbegegnung, die in der Erinnerung wirksam bleibt.

Inwiefern braucht es bei der Interpretation christologischer Vorstellungen dann also die Expertise der Judaistik?

Söding: Durch den Dialog mit der Judaistik entdeckt das Neue Testament erst den Kontext, in dem sich die Christologie entwickelt. Die Dogmen konzentrieren sich immer auf wenige einzelne Punkte, die zu bestimmten Zeiten hoch umstritten gewesen sind – etwa die Frage, ob Jesus wirklich Mensch gewesen sei. Mit einer lehramtlichen Klärung zur Christologie wird die Bibel aber nicht überflüssig. Es braucht die Veranschaulichung durch die Erinnerungen, die uns in den Evangelien begegnen. Dieser hermeneu-



Kathy Ehrensperger wurde 1956 geboren und ist Judaistin und evangelisch-reformierte Theologin an der Universität Basel. Von 2017 bis 2022 hatte sie die Forschungsprofessur für Neues Testament in jüdischer Perspektive am Abraham Geiger Kolleg der Universität Potsdam inne. Zuvor lehrte sie unter anderem in Wales, Südafrika, Kuala Lumpur und Berlin. Sie ist koordinierende Herausgeberin der Encyclopedia of Jewish-Christian Relations.



Thomas Söding wurde 1956 geboren und ist seit 2008 Professor und seit 2023 Seniorprofessor für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum. Er ist Vizepräsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und hat als Experte an der Weltsynode teilgenommen. Zuletzt von ihm erschienen: Gottesreich und Menschenmacht. Politische Ethik des Neuen Testaments, Freiburg 2024.

tische Dialog innerhalb der christlichen Überlieferung selbst ist zentral, und die neutestamentliche Exegese hat hier eine christologische Bringschuld.

Ehrensperger: Wenn wir sagen, dass die christologischen Vorstellungen alle in jüdischen Vorstellungen der Zeit verwurzelt sind, heißt das nicht, dass wir das Spezifische dieses Bezugs nivellieren. Es führt nicht zu einem Gegensatz, sondern zu einem Unterschied zu dem, was später zum rabbinischen Judentum wird. In der unglücklichen Geschichte der zwei großen Traditionen wurde der Unterschied sehr früh als eine Feindschaft formuliert, die Folgen sind bekannt. Im Neuen Testament schlägt sich nieder, dass die frühen Christusbefolgenden in Jesus von Nazareth, dem Gekreuzigten und Auferweckten, den Anbruch der messianischen Zeit gesehen haben. Die jüdischen Vorstellungen, dass es eine solche Zeit geben wird, wurden bis dahin weitestgehend nicht aktualisiert. Es ist ein Spezifikum der Christusbewegung, dass sie anfangs, aufgrund ihrer Überzeugung aktiv zu werden – wir nennen das heute Mission unter den sogenannten Heidenvölkern. Das wird als Zeichen der messianischen Zeit verstanden. Damit entsteht ein Unterschied zum rabbinischen Judentum, weil viele Jüdinnen und Juden das nicht so gesehen haben. Es ist eigentlich ein unterschiedliches Zeitverständnis, das im Verlauf der Geschichte zu dramatischen Gegensätzen geführt hat: Leben wir im Anbruch messianischer Zeit oder nicht?

Söding: Diese Auseinandersetzungen sind im Spiegel der Evangelien markiert. Kann sich tatsächlich einer hinstellen und sagen, das Reich Gottes ist nahe? Da sagen nicht alle Ja, manche verneinen das, andere sind unschlüssig. In dieser Gemengelage entwickelt sich die christologische Auseinandersetzung: Kann es sein, dass jemand, der von Gott gesandt ist, am Kreuz stirbt? Das ist eine radikale Infragestellung von Hoffnungen. In den stilisierten Biografien der Jünger wird die Krise deutlich. Mit der Auferstehung sind eben nicht alle Fragen beantwortet, alle Unsicherheiten aus dem Weg geräumt.

Frau Ehrensperger, sie haben betont, dass Unterschiede nicht zwangsläufig Gegensätze sind. Inwieweit ist für die Konstituierung von Religionen aber nicht auch eine klare Trennung von anderen Überzeugungen nötig, um überhaupt eine eigene Identität bilden zu können? Wie viel Nähe, wie viel Distanz braucht es?

Ehrensperger: Der Religionsbegriff funktioniert mit Blick auf die Antike nicht, es handelt sich um Traditionen verschiedener Volksgruppen. Das Spezielle der jüdischen Tradition war, dass sie sich ausschließlich auf eine Gottheit bezieht, auf die sich dann auch die Christusbefolgenden beziehen. Identitätsbildung geschieht immer in Nähe und Distanz, davon zeugen nicht zuletzt die paulinischen Schriften. Aber nur, weil Abgrenzungen identitätsnotwendig sind, sind diese nicht mit der Herabwürdigung derer gleichzu-

setzen, die anders sind. Eine solche höchst problematische Tradition hat sich jedoch innerhalb des Christentums entwickelt – um des eigenen christlichen Selbstverständnisses willen. Wenn sich jedoch christliche Identität nur auf Kosten anderer in verachtender Abgrenzung formulieren kann, gibt es vor allem ein internes Problem innerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft.

Söding: Es gibt eine innere Versuchung des Christentums, vor allem auf Kosten des Judentums die eigene Stärke zu betonen. Das ist die Schattenseite des christlichen Aufbruchs, der mit dem Unverständnis für diejenigen einhergeht, die sich nicht zu Christus bekennen. In der Neuzeit kommt die Moralisierung des Evangeliums hinzu. Auf einmal galt das Judentum als eine Religion kasuistischer Regeln, die die wirkliche Gottesliebe permanent überschatten würden. Dadurch sollte das Christentum zum großen Kulturgewinner werden. Heutige christliche Selbstkritik darf allerdings nicht zulasten der Christologie gehen. Sondern wir müssen das Innovative der „Reich Gottes“-Verkündigung Jesu aus dem jüdischen Kontext heraus rekonstruieren und im Drama von Tod und Auferwe-

ckung eine Neuformulierung der Christologie vornehmen. Geschichtlich gesehen geschahen Abgrenzungsprozesse gegenseitig – auch auf jüdischer Seite hat sich durch die Missionsbewegung des Christentums etwas verändert.

Gerade vor diesem Hintergrund ist dann aber doch zu fragen, ob das weit verbreitete Narrativ noch zutrifft, dass sich das Christentum zwar nicht ohne das Judentum, das Judentum aber sehr wohl ohne das Christentum verstehen kann?

Ehrensperger: Ja und Nein. Rabbinisch-jüdische Identität muss sich nicht auf christliche Aussagen beziehen. Heutiges jüdisches Selbstverständnis kann sich ohne Bezugnahme auf das Christentum formulieren. Christliche Identität jedoch kann sich nicht formulieren, ohne Bezug zu nehmen auf die jüdischen Traditionen seiner Entstehungszeit. Wir wissen aber auch, dass die Traditionen, die zum rabbinischen Judentum und zu dem, was wir heute Christentum nennen, geführt haben, durch Interaktion miteinander entstanden sind. Insofern darf sich keine der beiden Seiten dem Dialog verschließen. Ich gehe jedoch nicht so weit zu sagen, dass das rabbinische Judentum aus dem Geist des Christentums entstanden sei; es bleibt eine Asymmetrie bestehen. Denn christlicherseits ist es unabdingbar, sich mit dem jüdischen Teil der eigenen Identität auseinanderzusetzen.

Söding: Ich würde den Gedanken aber auch traditionskritisch wenden. Wenn wir auf die Formulierungen der Konzilien blicken, muss man fragen, wo denn das Jude-Sein Jesu im Glaubensbekenntnis vorkommt? Dass es nicht vorkommt, ist eine Schwäche – und ein Hinweis darauf, dass das Glaubensbekenntnis nicht einfach die ganze Wahrheit des christlichen Glaubens erfasst, sondern einige kritische Fragen klärt. Die christliche Geschichte wird von Judenhass überschattet, aber

Ehrensperger:
„Identitätsbildung
geschieht immer
in Nähe und Dis-
tanz, davon zeugen
nicht zuletzt
die paulinischen
Schriften.“

auch von Israelvergessenheit. Im christlich-jüdischen Verhältnis scheinen mir drei Dimensionen zentral: Erstens die gemeinsame Verwurzelung. Zweitens die Perspektive einer gemeinsamen Hoffnung, die auch durch den Rigorismus des Christentums verstellt wurde. Drittens die Zeitgenossenschaft, die schon Paulus umgetrieben und für die er keine Lösung gehabt hat. Kann es aus Eifer für Gott ein Nein zu Jesus geben? Und gibt es eine eigene Sendung Israels, die man aus christlicher Perspektive anerkennen kann, ohne sie definieren zu wollen? Beide Antworten lauten mit Paulus: Ja. Dieses Ja jedoch auch im innerchristlichen Diskurs zu erstreiten, ist eine riesige Aufgabe.

Ehrensperger: Paulus beantwortet die Frage nach dem gottgewollten Nein positiv. Israel ist Gottes Volk und es ist Gottes Sache, wie Israels Weg weitergeht. Die Vollendung, die von jüdischer Seite aus immer wieder angemahnt wird, ist noch nicht da. Ein großes Hindernis in der Geschichte war der Anspruch der Kirche, Israel zu sein. Damit wurde Israel als das Volk Gottes in seiner unangetasteten Würde und Identität nicht wahrgenommen. Das Christentum hat versucht, die Identität des Judentums zu übernehmen und dann so getan, als hätten die Juden ihre Identität damit verloren. Dieser Identitätsklau wurde christlicherseits erst in den letzten Jahrzehnten überhaupt wahrgenommen. Für das jüdische Nein zu Jesus, dem Christus, ist Raum bis ans Ende der Geschichte. Verbindend ist dann wieder die gemeinsame Hoffnung auf die Vollendung der Geschichte, und die ethische Verantwortung, die sich daraus ergibt – wenngleich in unterschiedlicher Form.

Söding: Mir hilft das von Papst Johannes Paul II. geprägte Bild von Geschwistern, die noch einmal mehr als nur Freunde sind. Das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen Juden und Christen ist einzigartig.

Päpste haben im jüdisch-christlichen Miteinander nicht immer eine einfache Rolle gespielt, entsprechende Diskussionen ziehen sich durch die Kirchengeschichte und machen auch vor der jüngsten Zeit nicht halt. 2018 etwa hat ein Aufsatz des emeritierten Papstes Benedikt XVI., in dem es unter anderem um die Substitutions- und Bundestheologie ging, für einige Irritation gesorgt.

Söding: Hier gingen Intention und Rezeption weit auseinander. Intention war die Frage, inwiefern man die Rede der Bundestheologie biblisch begründen kann. Was nicht vermittelt werden konnte, war, dass diese Frage bereits auf eine innerbiblische Differenzierung anspielt, weil es nicht nur ein bundestheologisches Modell gibt. Der Beitrag ist kein Angriff auf die Existenz Israels als Volk Gottes gewesen. Joseph Ratzinger meinte, hier neue Formeln anbieten zu können. Das ist, bedauerlicherweise, schiefgelaufen. Aktuell haben wir neue Herausforderungen angesichts der Lage im Nahen Osten. Für uns Theologinnen und Theologen heißt das, die Geschwisterlichkeit und die Anerkennung der eigenen

Sendung Israels – übrigens auch ein Begriff von Joseph Ratzinger – zu stärken.

Ehrensperger: Die Grundlagenarbeit, die Forschende des Neuen Testaments täglich leisten, geschieht nicht um ihrer selbst willen. Sie hat Relevanz im Kampf gegen den aufflackernden Antisemitismus und eine innerchristliche Bedeutung. Wir müssen diese christologischen Debatten weiterhin führen. Wir suchen nach Wegen, unsere Überzeugungen so ausdrücken zu können, dass wir andere damit nicht verletzen und herabwürdigen – das heißt nicht, dass wir deswegen auf christologische Aussagen verzichten müssen. Der christliche Einsatz gegen Judenhass speist sich auch aus dem Kern des Selbstverständnisses, dass es um unsere gemeinsame Geschichte geht.

Söding: Insofern ist die christologische Frage der Nukleus, wie sich der Dialog zwischen den Religionen gestaltet. Davon hängt letztlich die große religionspolitische Frage ab, ob Religionen Friedensstifter oder Brandbeschleuniger von Konflikten sind. Ich bin davon überzeugt, dass sie letzteres nicht sind, aber den Nachweis müssen sie dann auch auf dem Feld verschiedener theologischer Überzeugungen immer wieder erbringen.

Frau Ehrensperger, unsere heutigen Jesus-Vorstellungen sind oft vom blondgelockten Kind in der Krippe beeinflusst, das mit den historischen Gegebenheiten eher wenig zu tun hat. Mittlerweile gewinnen Theologien an Einfluss, die sich etwa mit postkolonialen Theorien befassen und Jesus aus dem eurozentrischen Blick herauszuholen versuchen. Knüpfen diese Theologien an die neutestamentliche Pluralität an, von der Sie eben sprachen?

Ehrensperger: Wenn ich über Christologie nachdenke, dann tue ich dies aus meinem weißen, westlichen und privilegierten Kontext heraus. Christologien können für das Hier und Heute nur relevant sein, wenn sie den Menschen in ihren jeweiligen Kontexten etwas zu sagen haben. Kann Jesus Christus sich inkarniert haben im Kontext von Menschen mit einer anderen Hautfarbe, in einem anderen kulturellen Umfeld als ich? Ich würde das bejahen. Gerade deshalb aber ist es so wichtig, die Inkarnation innerhalb des Kontextes des Judentums des ersten Jahrhunderts ernst zu nehmen. Wenn Gott in Christus wahrer Mensch geworden ist, dann ist Menschsein kein Abstraktum, sondern immer etwas Spezifisches. Es verkörpert sich immer partikular. Doch wenn wahrer Gott und wahrer Mensch eins sind, dann gibt es die Pluralität der Partikularität. Die jüdische Komponente halte ich allerdings für so relevant, dass wir sie auch beim Transfer in andere kulturelle Kontexte nicht vernachlässigen dürfen.

Herr Söding, wenn ich die Inkarnation Jesu Christi in das erste Jahrhundert ernst nehme, muss ich dann aber auch nicht nur den jüdischen Kontext ernst nehmen, sondern auch etwa die patriarchale Gesellschaftsstruktur der damaligen Zeit? Und welche Konsequenzen ergeben sich daraus?

Söding: „Die christologische Frage ist der Nukleus, wie sich der Dialog zwischen den Religionen gestaltet.“

Söding: Diese zentrale Frage treibt uns gegenwärtig in der katholischen Weltkirche um. Denn eine idealistische Hermeneutik – also ewige Wahrheiten von zeitbedingten Ausdrucksformen abzuheben – führt in die Irre, weil das Ergebnis immer nur die Projektion der gerade aktiven Generation ist. Wir brauchen hier die historisch-kritische und die religionsgeschichtlich informierte Exegese, um genau diese Überlagerungen von historischen und sozialen Konstellationen, einschließlich des Patriarchats und der Sklaverei, nachzuweisen. Es kommt dann darauf an, Jesus nicht möglichst weit abzulösen von diesen Konstellationen, sondern, der Inkarnationslogik folgend, daran festzuhalten, dass er sich diesem System ausgesetzt und sich mit ihm auseinandergesetzt hat. Damit entsteht aber zugleich die große Gefahr, die historischen Bedingungen, unter denen das Neue Testament entstanden ist, unter der Hand mit zu dogmatisieren. Dann sind wir schnell bei traditionellen Rollenbildern oder bei der Rechtfertigung von Sklaverei angelangt. An diesen Festschreibungen hat es aber auch immer schon Kritik gegeben – nicht nur von außen, sondern auch von innen.

An welchen Kriterien machen Sie fest, welche Kritik berechtigt ist und welche nicht?

Söding: Entscheidendes Kriterium ist immer die Christologie mit der Soteriologie. Also: Was befreit? Und ist Jesus tatsächlich der Befreier? Ich will die Tradition nicht idealisieren, aber die Verheißung, dass das Evangelium befreit, ist eine, die schon immer erstarrte Interpretationen aufgebrochen hat. Jene Momente der Befreiung sind vielleicht der Vorgeschmack der Erlösung, die es noch nicht gibt, die aber auch nicht einfach ins Jenseits vertagt wird. Dieses Kriterium ist für mich auch mit Blick auf heutige teils fundamentalistisch vorgetragenen Geltungsdiskurse so anzuwenden, dass man das Neue Testament nicht einfach ins Archiv überstellt, sondern vom Neuen Testament her und über es hinaus nach der befreienden Kraft des Evangeliums fragt.

Ehrensperger: Was heißt die Verkündigung des Reiches Gottes im Kern? Gerechtigkeit, Friede, Bewahrung der Schöpfung, geheiltes Leben. Wofür steht dieser Jesus, den wir als den Christus glauben? Das ist der befreiende Aspekt, der schon in der Exodus-Erzählung, die wir mit Jüdinnen und Juden teilen, verwurzelt ist. Von diesem Grundparameter her gibt es eine dem Christentum selbst innewohnende Kritik, die von kulturell bedingten neutestamentlichen Rahmenbedingungen immer wieder gefordert ist – auch hinsichtlich der Frage nach der Stellung von Frauen und unterdrückter politischen Regimes. Das Neue Testament ist nicht politisch, aber aus ihm wird politische Verantwortung abgeleitet. Aus der Zusage, die in Christus geschieht, resultiert die Aufgabe, lebensgestaltend zu sein und Veränderungen zu gestalten. Paulus war kein Frauenbefreier. Aber es gibt Anzeichen, dass er es heute vielleicht wäre.

Das Stichwort der Geltungsansprüche ist bereits gefallen. Nun ist gerade in evangelikalen Kreisen eine zunehmende Jesus-

frömmigkeit zu beobachten, die ganz unmittelbar zu funktionieren, ohne klassische kirchliche Anbindung auszukommen und vor allem aus der unmittelbaren Erfahrung heraus zu leben scheint. Inwiefern braucht der Glaube an Jesus, den Christus, immer Gemeinschaft, die neben der Schrift auch aus Traditionen leben, die sich ihrerseits unter anderem aus theologischen Reflexionen herausgebildet haben?

Söding: Die neutestamentlichen Schriften sind auf eine Gemeinschaft hin geschrieben. Das zeigt schon die erste Person Plural im Vaterunser. Im Rahmen der katholischen Theologie ist mir wichtig, immer auf die Bibel, aber nie nur auf die Bibel zu schauen. Denn sie ist gar nicht so sehr Normans non normata, sondern viel lebendiger. Sie bezieht sich auf das Wort Gottes, das dem christlichen Glauben zufolge Fleisch geworden ist in Jesus Christus. Wenn ich die Tradition nicht traditionalistisch verstehe, sondern als lebendige Überlieferung, ist damit die Möglichkeit eingepreist, immer auch zeitgenössisch zu sein. Dann brauche ich die Zeichen der Zeit, den Glaubenssinn des Gottesvolkes, das Lehramt, wenngleich mit einer teils unrühmlichen Geschichte, und die theologische Wissenschaft im akademischen Austausch. Im Gefüge dieser Bezeugungsinstanzen entsteht etwas, das für eine jeweilige Zeit als die befreiende Wahrheit des Evangeliums erkannt werden kann, das immer umstritten sein wird

und immer den Rückbezug nicht nur auf einen Text braucht, sondern auch auf die Menschen und auf diesen Jesus, mit dem sie aufgebrochen sind und mit dem sie sich kritisch auseinandergesetzt haben.

Ehrensperger: Als protestantische, noch dazu als Schweizer reformierte Christin, komme ich vom Prinzip der sola scriptura her. Aber auch in der protestantischen Tradition gibt es dieses Prinzip nicht in Isolation. Einen Text an sich gibt es nicht, sondern es gibt ihn nur in Interaktion mit der Gemeinschaft, für die diese Texte grundlegend autoritative Leitlinien sind. Sie sind nicht ein Roman, den man sich individuell zuführt, sondern sie sind entstanden als Kanon einer Gemeinschaft. Dazu gehört auch eine Interpretationsgemeinschaft. Texte sprechen nicht für sich, sie sprechen nur im Gespräch mit den Menschen, die mit ihnen interagieren. Insofern ist eine menschliche Gemeinschaft immer notwendig. Es gibt kein Glaubensleben und keine Glaubenstradition ohne Gemeinschaft, und Gemeinschaften geben sich Formen. In der Hinsicht bin ich protestantisch-traditionalistisch. Bei allen Reibungsflächen, die ich auch mit meiner Institution habe, sie bleibt die kirchliche Gemeinschaft, in der ich groß geworden bin, und die meine Tradition trägt. Zugleich ist der ökumenische Dialog so grundlegend wichtig, weil andere Gemeinschaften sich in anderen Formen auf die gleichen Texte beziehen. Sie leben ihren Bezug zu diesen Texten anders, hören vielleicht anderes, singen anderes. Nur in dieser Vitalität kommen uns aus dem Neuen Testament nicht nur Buchstaben, sondern auch so etwas wie der Geist Gottes entgegen. ■

Ehrensperger:
„Texte sprechen
nicht für sich,
sie sprechen nur
im Gespräch mit
den Menschen,
die mit ihnen
interagieren.“